

TAJA GUT

VERSUCHE
ZUR
UNZEIT

Essays über Macht, Machtlosigkeit
und Selbstbestimmung

mono · no · aware

Inhalt

Zu diesem Buch	7
I. Macht und Machtlosigkeit	
«Keine Macht für niemand» – Geschichte und Hintergründe der Zürcher Jugendbewegung	11
Von der Angst, dem Sicherheitsbedürfnis und von der Hoffnung	37
Bekenntnis zur Machtlosigkeit	43
Auswandern in die Eidgenossenschaft	51
Mitte ohne Mittler – Das deutsche Schicksal Europas	75
Unterwegs nach Damaskus mit Friedrich Hölderlins Hymne <i>Germanien</i> – Ansätze zur Überwindung des Sektierertums	111
Auf der Tenne	137
Im Morgengrauen	145
Der unfertige Entscheid – Notizen zur EWR-Abstimmung in der Schweiz	161
II. Wege und Wirken	
«Der Kampf mit dieser Welt ist einmal mein Amt und mein Beruf» – Versuch über Georg Friedrich Daumer und seine Begegnung mit Kaspar Hauser	171
«... es hat etwas mit Gewissen zu tun» – Andrej Tarkowskij und «die erlösende Bitternis der Nostalgie»	205
«Schlimmstenfalls, denke ich, siedle ich in ein Manuskript über» – Andrej Sinjawskij, der stilistische Dissident Abram Terz	223

Anhang

Text-Collage zu den Zürcher Jugendunruhen	235
Literaturverzeichnis zu Georg Friedrich Daumer	251
Aus Briefen Georg Friedrich Daumers an seine Nichte Helene	257
Nachweise und Anmerkungen	265

Zu diesem Buch

Dass der Themenkomplex, um den die Versuche in diesem Buch kreisen, überholt sei, lässt sich leider nicht behaupten, obwohl sie unverkennbar das Kolorit einer Zeit tragen, in der die Welt noch durch den simplen Antagonismus des Kalten Kriegs geteilt und beherrscht wurde.

Die Umstände haben sich gewandelt, die Verhältnisse sind unübersichtlicher geworden – doch Macht und Gewalt behaupten sich beharrlich, in vielen Weltgegenden unverhüllt und brutal wie eh und je, in anderen eher kaschiert durch anonymisierte, aber nicht minder schamlos errichtete Strukturen oder gewinnbringend vermarktet in Form verführerischer Angebote.

Entstanden sind die hier versammelten Texte fast ausschließlich für die 1982 von mir begründete Zeitschrift *Kaspar Hauser*, die später unter dem Namen *Individualität* fortgeführt wurde.* Eine Ausnahme bilden neben den beiden ersten Texten die Überlegungen zur Ablehnung des EWR-Beitritts durch die Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürger im Dezember 1992. Sie gehören indessen zum vorliegenden Themenkreis – der neben der Machtfrage auch Europa umfasst – und bilden zugleich ein Gegenstück zum enthusiastischen Vorschlag einer «Auswanderung in die Eidgenossenschaft» von 1982. Unverhoffte Aktualität erhalten sie zudem durch den Austritt Großbritanniens aus der EU und die tiefgreifende Krise des europäischen Einigungsprojekts, die sich darin Ausdruck verschafft.

* Siehe: <http://taja-gut.ch/individualitaet.html>

Dagegen scheint die an den Anfang gesetzte Geschichte der Zürcher Jugendbewegung und ihrer Unterdrückung im Jahr 1980, die für die norwegische Partnerzeitschrift *Arken* geschrieben wurde und hier erstmals auf Deutsch erscheint, aus dem Rahmen zu fallen. Dennoch ist das Protokoll jener heute schwer mehr vorstellbaren Zustände ein Lehrstück, wie erschreckend rasch selbst eine in sich gefestigt wirkende Demokratie ihr Maß verlieren kann. Wer, bei einem bewilligten Protestzug von Tausenden vorwiegend auch älterer Menschen gegen die Repression, durch die jäh mit Hartgummigeschossen, Tränengas und Wasserwerfern angreifende Polizei mit vorgehaltenen Gewehren durch die Straßen getrieben wurde, vermag das Misstrauen dem eigenen Staat gegenüber nie mehr ganz abzulegen.

Andererseits ist der idealistische Aufruf der drei Studienfreunde im Tübinger Stift, Hölderlin, Hegel und Schelling: «Wir müssen also auch über den Staat hinaus!», der etliche der nachfolgenden Essays durchtönt, angesichts der heutigen globalen Bedrohung der Gemeinwesen fragwürdig geworden, haben sich diese doch zunehmend einer unheiligen Allianz zu erwehren: Wirtschaftsimperialismus einerseits und wachsende Mut- und Ratlosigkeit unter der Bevölkerung andererseits, die von gerissenen Manipulatoren zu verformbaren Angst- und Wutmassen verdichtet werden. Es wirkt geradezu ironisch, dass nun oftmals diejenigen, die sich seinerzeit gegen den Staat als kompakte Macht auflehnten, sich jetzt gezwungen sehen, ihn in Schutz zu nehmen vor denen, die sich damals als staatstragende «Hüter» gebärdeten, ihn nun aber am liebsten demontieren und stückweise den Meistbietenden verhökern würden.

Der zweite Teil führt anhand dreier biografischer Skizzen zur Darstellung individuell gelebter Praxis, die sich Notgedrungen stets auch im Umgang mit Macht und Machtlosigkeit zu bewähren hat. Die Beispiele lassen das eigentliche Thema dieses Bandes vielleicht deutlicher durchschimmern: die unendlichen Wege zur Freiheit.

I. Macht und Machtlosigkeit

«Keine Macht für niemand»

Geschichte und Hintergründe der Zürcher Jugendbewegung

(1981)

Wo beginnen? Und wie? Eben sind, mit einer wüsten, nachtlangen Straßenschlacht zwischen Jugendlichen und der Polizei, mit Sachschäden, die in die Hunderttausende von Franken gehen, die ›Jubiläumsfeierlichkeiten‹ der Zürcher Jugendbewegung begangen worden. Während im seit anfangs April wieder eröffneten Autonomen Jugendzentrum (AJZ) ein Fest stattfand, errichteten unabhängig davon einige Militante auf der Limmatstraße davor Barrikaden. Es kam zu Auseinandersetzungen mit Gemäßigteren der Jugendbewegung, doch sie verhinderten den Polizeieinsatz nicht, bei dem halt dann gerade das ganze AJZ mit Tränengas eingenebelt wurde, worauf die gewohnte Schlacht ihren Anfang nahm.

Das Phänomen, das mit Bestimmtheit jeden demokratischen Staat früher oder später betrifft, ist kaum sachlich und objektiv zu erfassen. Selbst wer mit eigenen Augen sieht, erblickt bloß verwirrende Details. Die Ereignisse überholen sich laufend. Dieser Artikel wird in gewissem Sinne veraltet sein, wenn ich ihn abschließe. Das alles aber gehört mit zum Phänomen. Was im Folgenden zur Darstellung kommen soll, kann deshalb nur eine persönliche Sicht der Ereignisse sein, der von der ›Bewegung‹ wohl jegliche Kompetenz abgesprochen würde.

Vor kurzem¹ veröffentlicht die Polizei eine Bilanz. Seit Ende Mai letzten Jahres stand sie rund 130-mal in Bereitschaft, etwa 60-mal –

also durchschnittlich mindestens einmal pro Woche – kam es zu größerer oder kleinerer Konfrontation mit Demonstranten. Über 2500 Menschen sind in dieser Zeit verhaftet, mehr als 1000 Strafuntersuchungen eröffnet worden. Von den Verhafteten sind rund 440 zwischen 15 und 18 Jahren alt, 85 sind unter 15 Jahren. Die geschätzte Schadenssumme beträgt gegen 5 Millionen Franken. Ein Ende ist nicht abzusehen. Im Zusammenhang mit den schon erwähnten Jahrestags-Schlachten spricht die Zeitung von «den wohl härtesten Auseinandersetzungen dieses Jahres»² – eine oft gebrauchte Formulierung.

Der erste Schock ist längst vorbei, Demonstrationen gehören zum Zürcher Alltag.

Angst, Lähmung, Hass

Dieser Alltag, für Touristen früher eine biedere, ordnungsliebende Idylle, ist spürbar härter geworden. Angst, Unsicherheit, Lähmung auf allen Seiten. Ohnmacht und Wut werden gegenseitig geschürt. Immer öfter kommt es zu bürgerkriegsähnlichen Situationen. Junge Faschisten, oder einfach Schläger, greifen mit Wohlwollen der Polizei Jugendliche an, die nach «Beweglern» aussehen, schlagen sie brutal zusammen. Ein Bekannter wurde Zeuge, wie fünf solcher Typen ein Mädchen mit Eisenketten anlässlich einer Demonstration krankenhausreif schlugen. Im danebenstehenden Einsatzwagen der Polizei rührte sich kein Beamter. Empört wies der Bekannte die Polizisten auf das unter ihren Augen sich abspielende Verbrechen hin, worauf er zur Antwort bekam: «Wir wollen es weitermelden.» – «Wenn ich jedoch einen Stein nähme und jene Fensterscheibe einwürfe – ihr wärt alle in 10 Sekunden aus dem Wagen draußen!» Darauf drehten sie die Fensterscheibe hoch. Dieses Beispiel ist leider typisch. Einige Male sind während der Auseinandersetzungen nun schon Polizisten mit dem gezückten Revolver in der Hand gesehen worden. Bürgerwehren formieren sich. In Bern schießt ein Hausbesitzer seinen Revolver auf

einen Jugendlichen leer, der aus Jux vom benachbarten Jugendzentrum in den Garten gestiegen ist, verletzt ihn am Arm.³ In Schwarzenburg, Kanton Bern, fühlt sich der Ex-Gemeindepräsident K. H. in seiner Nachtruhe gestört, als der 25-jährige Rico M. nach 22 Uhr auf dem Heimweg von einem Restaurant mit seinem Freund und den Hunden Schneeball spielt. K. H. stürzt auf die Straße und schießt Rico M. aus nächster Nähe durch den Kopf. Die eintreffende Polizei verhaftet als erstes den schockierten Freund des Getöteten, da dieser aus einem Heim entlaufen war. Geschehen am 26. April dieses Jahres. Rico hatte nichts mit der ‚Bewegung‘ zu tun, war halt sonst nicht richtig angepasst.⁴ Am 23. Mai fand in Zürich die alljährliche Demonstration der Velofahrer statt, die offiziell bewilligt war und ebenfalls nichts mit der ‚Bewegung‘ zu tun hatte. Viele ältere Velofahrer und Eltern mit Kindern nehmen teil. Am anschließenden Fest: «Alles in allem eine sehr fröhliche Stimmung. Plötzlich Unruhe. Jemand ruft: ‚Die Polizei kommt!‘ Wir erschrecken. Wieso? Im Schrittempo fahren zwei große Polizeiautos, die Insassen in Bereitschaft, auf uns zu. Buhrufe. Tränengaspetarden knallen. Schreiende und weinende Menschen irren umher. Gummigeschosse schießen über den Platz. Ein Kind unter mich ziehend, kaure ich hinter einen Baum. Ich habe Angst. Kinder heulen, Augen brennen. Was haben wir gemacht?»⁵ Darüber schweigen die Zeitungen, einzig eine Woche später tauchen Berichte versteckt auf der Leserbrief-Seite auf. Auch dies ist ‚normal‘ geworden.

Aber auch die ‚Bewegung‘ hat die allergrößten Probleme. Zwar ist das AJZ wieder offen, mit einer Trägerschaft (Reformierte und Katholische Kirche und Pro Juventute) und Finanzen im Rücken. Gerade das Geld aber, 1,5 Millionen Franken, das zur Verfügung steht, ist zu einem Zankapfel geworden. Sehr viele wollen sich daran einfach einen möglichst großen Anteil sichern durch eine höchst bequeme Lohnarbeit. Streitereien um das Kapital waren eine Zeitlang an der Tagesordnung. «Wenn die erste Million durch ist, können wir ja wieder auf die Straße für die nächste.» An einem wirklichen Aufbau sind enttäuschend wenige interessiert.

Bekenntnis zur Machtlosigkeit

(1982)

Wir müssen also auch über den Staat hinaus! – Denn jeder Staat muss freie Menschen als mechanisches Räderwerk behandeln; u. das soll er nicht; also soll er aufhören.

Hölderlin / Schelling / Hegel¹

In jedem Wort begegnet uns, scheinbar erkaltetes Gestirn, ein verdichteter, winzigster Mikrokosmos, trüber Zweckmäßigkeit unterworfen, in blassem Widerschein des Ursprungs, des ungenannten, glimmend; und dessen fortwährend anbrechende Transsubstantiation. Immer begibt sich das Wort dazwischen, in die Verwandlung. Einmal geäußert, bleibt es, im Gedächtnis seines Ursprungs, unterwegs, und es gehört keinem an. Es stellt sich, deutend, vor das Unmittelbare, uns Einsicht vermittelnd, die anders nicht möglich wäre und stets nur möglich ist, annähernd, wenn wir uns, das Wort wörtlich nehmend, nicht daran halten. Das Anstoßen am Begriff erweckt unsere Sehnsucht nach dem unaussprechlich Grenzenlosen.

Kein Wort steht für sich allein. Um seiner Vereinzelung enthoben zu werden, muss es durch seine Vernichtung hindurch. Aus dem fast gänzlichen Nichtsein erst vermag die Rede in ihrem Rhythmus ein Neues, ihr Gemäßes zu schaffen. So fängt das Werden des uralten Wortes immer wieder neu an. Im Reden einzig, das immer wieder anzufangen hat, als sei es das erste Mal und das auch immer das erste Mal ist, im Reden allein, im Gespräch, werden auch

wir, wenngleich, dies unsere tiefe Ohnmacht, vorläufig ohne unmittelbare Einsicht. Alles Geredete ist Zustand, verfügbar, Eis. Einzig im erneuten Reden des Gleichen, das niemals dasselbe, niemals abzuschließen ist, im eigentlichsten Lesen, oder in einem anderen Reden ist diese wachsende Schicht Gesprochenes für den flüchtigen Moment des unfassbaren Tuns aufzuschmelzen. Unfasslich, vergänglich, wie alles lebendige Tun, muss Reden bleiben, solange einzig am Gewordenen unser Bewusstsein zu erwachen vermag.

Verlassen wir nun Sprachliches auf ein scheinbar Umfassenderes hin, scheinbar sozial oder politisch wichtigeres Problem, so verlassen wir doch niemals die Sprache. Eine Rede, die meint, nur ihren Gegenstand zu meinen, täuscht sich über sich selbst. Kann sie aber so ihrem Gegenstand, wie immer er heiße, gerecht werden? Erkenntnis geschieht in der Sprache. In ihr erst wird wirklich, was ist. Wie dürfen wir uns in ein um die Sprache unbekümmertes Reden begeben, wenn sie Erkennende und zu Erkennendes bedingt? Jedes Reden, worüber auch immer, ist zugleich ein Reden seiner selbst. Ein Klärung erstrebendes Reden muss sich dessen eingedenk sein. In diesem Sinn will ich versuchen, Machtlosigkeit zur Sprache zu bringen.

Es scheint gesetzmäßig zur Tragik des Menschlichen zu gehören, dass in Konfrontation mit Macht stets die Machtlosen unterliegen, sei es der bekämpften, sei es der erkämpften Macht. Was erhalten bleibt, ununterbrochen, so oder so, ist Macht. Neu paraphrasiert, vielleicht, von Mal zu Mal, Eindeutigkeit intendierend. Macht.

Macht als Versuch, Zustand zu befestigen: Anmaßung auf ein der Zeit entzogenes Reich. Die erstarrte Form täuscht Unveränderlichkeit vor, Dauer, Begriffe, in denen die undeutliche Furcht vor dumpfer Vergängnis sich Ordnung erhofft, Sicherheit, absolut. Verspricht nicht jede Macht durch ihren Anspruch den Sieg über den steten Wechsel aller Dinge?

Unveränderlichkeit und Leben aber sind unvereinbare Gegensätze. Leben ist immer anfänglich, weil es vergänglich ist, und alles Anfängliche ist Uranfang, wann immer es aufbricht. *Ich werde da sein, als der ich da sein werde.* Der Gott, der Mosche erscheint, schaut nicht zurück, umgrenzt seinen Namen nicht. Verlangt er, wie alles, nach menschlicher Deutung, so nach einer dem Wort gemäßen, die öffnet, aufhebt, nicht abschließt. So wird er zu dem, der er sein wird, ohne jemals nur zu sein, der er ist.

Macht dagegen, gesetzlich oder nicht, ist Selbstzweck. Stets kann sie nur sein, was sie immer schon ist. Nichts, das anderes sich ersehnte, lebt in ihr. Einzig Kristallisationsgesetze herrschen. Es gibt nicht Mächte, wie man uns weiszumachen bemüht ist, es gibt nur Macht. Jede staatliche Form ist eine Umschreibung davon. Macht kennt keinen Dialog. Ihr Wesen ist Gewalt. Da die *raison* eines jeden Staates, auch jedes zukünftigen, einzig Macht ist, ist seine Konfession einzig diejenige zur Gewalt, wenn auch, wie alles im Machtbereich, verschleiert, undurchschaubar. Der konfessionell verwaltete Glaube an eine jenseitige Wirklichkeit wird ersetzt durch denjenigen an diesseitige Sicherheit; sakrosankt sind nun die willfähigen Orden von Armee und Polizei als Garanten der Ordnung.

Macht und Freiheit stehen in ähnlicher Beziehung wie Tod und Leben, Geschriebenes und Schreiben. Sie sind nicht in eins zu setzen. Macht lässt keine Freiheit zu; was nicht verhindert, dass gerade am starren Widerstand der Macht die Idee der Freiheit immer von neuem zum Zeitwort wird.

Das einschlägigste, scheinbar bewährteste Mittel, Macht zu brechen, hat schon immer darin bestanden, aus der Freiheitsidee eine Gegenmacht zu formen, durch Krieg, Revolution. Jede Revolution indessen, blutig oder unblutig, war und ist bloß eine Kernspaltung der Macht, niemals deren Aufhebung. Das Ererbte, Staat, Wirtschaft, Volk, muss verwaltet werden, auch nach der Revolution, das Neue geschützt werden gegen äußere und innere

Auswandern in die Eidgenossenschaft

(1982)

In der Zeitung wird jemand als «ungarischer Staatsangehöriger» bezeichnet. Gehöre ich dem schweizerischen Bundesstaat an? Die behördlichen Belege meiner Existenz formulieren es nicht so. Meist beschränkt sich die Angabe auf einen «Heimatort». Die Identitätskarte dokumentiert mich als «Schweizerbürger», im Pass steht lapidar: «Der Inhaber dieses Passes ist Schweizerbürger und kann jederzeit in die Schweiz zurückkehren.» Nicht zu existieren scheint das Phänomen «Schweizerbürger» in weiblicher Form. Dafür lautet die amtliche Bezeichnung des Staates dreisprachig: CONFEDERATION SUISSE – SCHWEIZERISCHE EIDGENOSSENSCHAFT – CONFEDERAZIONE SVIZZERA.

Wörter, täglich gebraucht wie Klebetiketten. Mit anderen sind wir, aus dunklem Unheilsgefühl heraus, vorsichtiger geworden: «Volk», «Nation», «Land», «Rasse» –

Beamten und Behörden eines jeden Staates gelte ich als Schweizer, Schweizer Staatsangehöriger, Schweizerbürger, Heimatberechtigter in der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Was, abgesehen von den verfassungsmäßig festgelegten Rechten und Pflichten, heißt das? Wie lässt sich das verwickelte Verhältnis zu diesem Land (Staat? Volk? dieser Nation?), wie das unerklärliche Gefühl klären, trotz allem Schweizer – was immer man darunter auch verstehen mag – zu sein?

Um Missverständnisse zu verhindern: Es handelt sich hier keinesfalls um ein Auszeichnen dessen, was man unter ‹Schweiz› versteht, vor irgendeinem anderen Land, Staat, Volk. Lebte ich in Norwegen oder sonst einem der über 190 Staatengebilde dieser Erde, ginge es im selben Maße um jene ‹Staatszugehörigkeit›, wenn auch in anderer, den besonderen Gegebenheiten gemäßer Form. Notwendigkeit, nicht Nationalgefühl, bestimmt meine Suche. Ebenso geht es dem Ich hier nicht um sein subjektives Erleben, wie sehr dieses auch immer das Rohmaterial zur Verfügung stellt.

Wohl die meisten würden, darauf angesprochen, ihre bestimmte Staatszugehörigkeit als Zufall bezeichnen und damit ein Wort benutzen, das präziser spricht, als wir meinen.

Eingebunden in unüberschaubarem Maße in die Begriffsvernetzungen des Dualismus, der Kausalität, des Materialismus, übergeben wir uns gewissen Ereignissen gegenüber hilflos-hochmütig dem Wort Zufall, nehmen dieses Wort sowenig wahr wie die Wirklichkeit, die wir damit zu bannen suchen. Die Narkotika der aus den Wörtern destillierten Begriffe ertäuschen uns eine kybernetische Welt. Wohin uns diese ‹Steuermannskunst› geführt hat, ist bekannt.

So bin ich der Schweiz, ist die Schweiz mir zugefallen? (Woher? Wozu?)

Was meinen wir, wenn wir ‹Schweiz› sagen? Nicht, dass die Wortforschung mit dem ersten auch das letzte Wort hätte. Zufall ist nicht mehr *zuoval*, aber von da oder noch weiter her ist es unterwegs, noch heute, mit seinen Silben und Lauten, zunehmend durch die Chiffrenhaftigkeit des Sprachgebrauchs, dem die Lautfolgen höchstens noch zur Kennzeichnung dienen, entmündigt.

Eine alte Überlieferung berichtet von der Einwanderung nordischer Stämme in das Gebiet der sogenannten Urschweiz.¹ Fried-

rich Schiller greift diese, von der heutigen Geschichtswissenschaft als Sage bezeichnete Sage in seiner Gestaltung des *Tell* (einer weiteren, im Norden bekanntlich ebenfalls heimischen Sage²) wieder auf, wenn er in der Rütli-Szene (II/2) Stauffacher seinen Landsleuten ihren Ursprung offenbaren lässt. Damit soll nichts erklärt oder gar behauptet, bloß (ohne nun weiter darauf einzugehen) Öffnung, Weite geschaffen werden für unser gemeinsames Unterwegssein.

Kleiner Zwischenhalt: Das Herkunfts-Wörterbuch

Das Wort ‹Staat› entwickelte sich aus dem lateinischen Zeitwort *stare, stehen*, kann also umschrieben werden mit: *das Stehen, Stand, Stellung, Zustand* usw. und ist u. a. mit *stabil, standfest* verwandt.

‹Nation› leitet sich ebenfalls aus dem Lateinischen her, *natio* bedeutet etwa *das Geborenwerden, das Geschlecht, der Volksstamm, das Volk*.

‹Volk› dagegen ist altgermanischen Ursprungs, wobei ‹Ursprung› durchaus relativ verstanden werden muss. Weder *stare, natio* noch althochdeutsch *folc* (*Haufe, Kriegsschar, Volk*) sind die ursprünglichen Wörter, sie stehen für das geschichtliche Denken bloß näher beim ‹Anfang›.

Aus dem Germanischen stammt auch das Wort ‹Land›, indogermanisch, so nimmt man wenigstens an, *freies Land, Feld, Heide* bedeutend.

Von Interesse ist schließlich der Ausdruck ‹Eidgenossenschaft›. Dieser setzt sich zusammen aus uralten germanischen Wörtern, wobei ‹Eid› wahrscheinlich aus dem Keltischen herrührt als *die bindende Kraft des gesprochenen Wortes*. ‹Genosse›, auf den Gemeinbesitz in der Wirtschaftsform der Germanen bezogen, gehört zum Verb genießen, ‹ursprünglich› *sich etwas zum Gebrauch verschaffen, Freude, Nutzen haben*, und meinte einen Menschen, der mit andern das Vieh gemeinsam, das heißt auf der gleichen Weide hat (althochdeutsch *noz: Kleinvieh, Nutzvieh*). Das Wort – und das scheint mir das Entscheidende – nennt nicht das Besitzen,

Mitte ohne Mittler

Das deutsche Schicksal Europas

(1982)

*Des Herzens Wooge schäumte nicht so schön empor, und
würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schick-
sal, ihr entgegenstände.*

Friedrich Hölderlin, *Hyperion*'

Dass nicht nur unser sozialer Organismus, sondern auch unsere Erde durch und durch erkrankt ist, wem durchschattet dies nicht das Bewusstsein? Wem wird daraus nicht das unheile tägliche Brot, die Angst? Denn wir sind Einzelne geworden, Teilchen einer fremden Masse. Und die Empfindung unserer tiefen Ohnmacht verführt uns vermehrt zur Frage, die gar keine Antwort mehr erwartet. Was können wir denn schon tun.

Wir haben vergessen, wer wir sind. Einst, und durch lange Zeiten hindurch, war es Anschauung und Wissen, wir Menschen sind eine kleine Welt in reiner Entsprechung zur großen: *«Der Mensch wird von den Philosophen ein Mikrokosmos genannt, eine Welt im Kleinen, die alles umhüllt, was weit und breit im Makrokosmos ausgebreitet sichtbar ist [...]. Der Verstand des in die Welt tretenden Menschen wird also treffend mit einem Samenkorn oder einem Kern verglichen: Wenn auch an diesem die Gestalt des Krautes oder des Baumes tatsächlich noch nicht vorhanden ist, so lebt doch das Kraut oder der Baum in Wirklichkeit darin, wie es sich offenbart, wenn das in die*

Erde gelegte Samenkorn unter sich kleine Wurzeln, über sich Zweiglein ausbreitet, die sich sodann durch natürliche Kraft in Äste und Zweige verwandeln, sich mit Blättern bedecken, sich mit Blüten und Früchten zieren. Es ist also nicht nötig, in den Menschen etwas von außen hinzuzutragen, sondern es gilt nur das, was er in sich eingehüllt besitzt, herauszuschälen, zu entfalten, und die Bedeutung von allem einzeln nachzuweisen.»²

Dem modernen naturwissenschaftlichen Denken, das Unbegriffe wie «Baustein des Lebens» synthetisiert, muss eine solche Anschauung der gegenseitigen Entsprechungen und erst recht diejenige von der Erde als einem beseelten Wesen, wie sie etwa der Astronom Johannes Kepler noch vertrat, absurd erscheinen.

Es stellt keinen Rückfall in ein mythisches Weltbild dar, wenn wir diese Anschauung neu in unser Denken, Fühlen und Handeln aufzunehmen suchen, sowenig wie potenzierte Heilmittel ein magisches Überbleibsel sind. Ganz im Gegenteil bedürfen wir dringend einer solchen neuen, wachen Anschauung, die in Entsprechungen zu denken vermag. Was auf der Welt sich ereignet, ist Geschehen in uns, und was in uns vorgeht, lebt sich dar in der Welt. Die lebendige Wechselwirkung zwischen unserer individuell sich entwickelnden Menschlichkeit und den äußeren sozialen Verhältnissen, zwischen unserem geistig-seelisch-physischen Organismus und dem entsprechenden der Erde, enthebt uns, zutiefst empfunden, dem fruchtlosen Argumentieren darüber, ob man nun zuerst die Welt oder sich selber verbessern müsse. Wir Menschen sind nicht nur kranke und krankmachende Teilchen einer dumpfen Masse, wir können in homöopathischer Dosierung auch zur einzig wirksamen Arznei des Geistes für die leidende Menschenerde werden. Wie sonst als durch uns soll das Heilende in diese Welt eingreifen können?

Die Zuwendung zu Europa, der aufs höchste gefährdeten Mitte, könnte leicht als chauvinistischer Kontinentalismus missverstanden werden. Not und Elend dieser Erde sind indessen zu einem

entscheidenden Teil Produkt europäischen Denkens und Handelns. Wollen wir nicht bloß Symptome bekämpfen und damit dasjenige auslöschen, was uns unsere Krankheit sichtbar macht, müssen wir das Wesen dieser Krankheit zu verstehen suchen, hier, in Europa, wo sie ausgebrochen ist. Der Heilung des «äußeren» sozialen Organismus muss stets ein «innerer» Bewusstwerdungs-vorgang entsprechen. Dabei handelt es sich nicht um eine Rangfolge oder um mechanische Dialektik, sondern um die schöpferische Gleichzeitigkeit des Widerspruchs, dank der Anwesenheit eines Dritten, Vermittelnden, das ich Gespräch nennen möchte. Dieses Bewusstsein, das tiefe Wissen um die Entsprechung des Mikro- und des Makrosozialen, bildet nach und nach die Grundlage für das notwendende Tun; innen wie außen.

Europa – die verleugnete Mitte

In der Geschichte der letzten 2000 Jahre können wir verfolgen, wie Europa nach und nach zur Mitte geworden ist. Der kleine, reich gegliederte Erdteil mit seiner fast unüberschaubaren Fülle von Völkern, kulturellen, sprachlichen oder sonstigen Minderheiten könnte, bloß geografisch gesehen, geradeso gut zum asiatischen Riesenkontinent gezählt werden, hätten nicht in erhöhtem Maße geschichtliche und kulturelle Elemente ihn zu etwas Eigenem gemacht. Dieser, aus den Organen zahlloser Minderheiten geformte Organismus ist heute nicht nur unter eine Vielzahl von Staaten aufgeteilt, sondern auch weitgehend entmündigt. Außer-europäisches reicht mit stählernem Griff von Westen und Osten herein und zwingt willkürlich Staaten und Völkergruppen, ungeachtet ihrer konfliktreichen Geschichte und individuellen Eigenart, in seinen martialischen, entzweierenden Dienst. Was so mit unbeweglicher Gewalt in diesen Erdteil hereingreift, in seiner Mitte aufeinanderstößt, Bolschewismus, Amerikanismus, hat dieser einst aus sich herausgesetzt. Nun schlägt es, in gesteigerter Konsequenz, auf uns zurück: ein erstarrtes Staatsmonster auf der

Unterwegs nach Damaskus
mit Friedrich Hölderlins Hymne *Germanien*
Ansätze zur Überwindung des Sektierertums
(1982)

*Hat man die Wanderung begonnen, dann wird jeder
Schritt, den man gemacht hat, die Veranlassung zu
weiteren.¹*

Komm! ins Offene, Freund! zwar glänzt ein Weniges heute
Nur herunter und eng schließet der Himmel uns ein.
Weder die Berge sind noch aufgegangen des Waldes
Gipfel nach Wunsch und leer ruht von Gesange die Luft.
Trüb ists heut, es schlummern die Gäng' und die Gassen und fast will
Mir es scheinen, es sei, als in der bleiernen Zeit.
Dennoch gelingt der Wunsch, Rechtgläubige zweifeln an Einer
Stunde nicht und der Lust bleibe geweiht der Tag.
Denn nicht wenig erfreut, was wir vom Himmel gewonnen,
Wenn ers weigert und doch gönnet den Kindern zulezt.
Nur daß solcher Reden und auch der Schritt und der Mühe
Werth der Gewinn und ganz wahr das Ergötzliche sei.
Darum hoff ich sogar, es werde, wenn das Gewünschte
Wir beginnen und erst unsere Zunge gelöst,
Und gefunden das Wort, und aufgegangen das Herz ist,
Und von trunkener Stirn' höher Besinnen entspringt,
Mit der unsern zugleich des Himmels Blüthe beginnen,
Und dem offenen Blick offen der Leuchtende seyn.²

I

Versuchen wir's, machen wir uns auf, gemeinsam, so gut es eben geht: Mag sein, dass wir unterwegs abkommen vom Weg, irr gehen, auf einen andern gelangen, der anders heranzführt: zu uns, hier und heute. Über den Lärmkanälen der Stadt spielen die Wolken, wechseln trostvoll die Jahreszeiten, fast unbemerkt, doch die gesangleere Luft kommt nicht mehr zur Ruhe. Die Atmosphäre ist zur Wüste geworden, darin ein untersinnliches Höllengewitter von Signalen, Strahlungen und elektromagnetischen Impulsen tobt, tagein, nachtaus, durch uns hindurch. Und nicht nur die Luft, alle Lebenselemente versteppen, verwüsten, ausnahmslos. Oasen erscheinen da bloß noch als Fata Morganas unserer ungebrochenen Sehnsucht. Auf dieser durch und durch profan gewordenen Erde ist weggehen, flüchten gar nicht mehr möglich, sinnlos wie das Flichen von Kabine zu Kabine in einem Schiff, das man sinken wähnt. Wir sind endlich auf Gedeih und Verderb zur Einen Menschheit zusammengewachsen, abhängig voneinander wie die Erde von uns und wir von ihr. Davon müssen wir ausgehen, dahin gelangen. Denn die Tatsachen haben unser Bewusstsein überholt. Familie, Nationalität, Konfession, Rasse sind verdorrte Schalen um den reifenden Kern unseres Ich, in dem wir langsam und mühsam zu uns selbst erwachen: individuell menschheitlich.

Was wir denken, tun oder unterlassen, betrifft in zunehmendem Maße andere, und in gewissen Positionen ist Menschen heute scheinbar die Möglichkeit in die Hand gespielt, die gesamte Erde zu vernichten. Scheinbar: weil wir, das heißt ich, immer wieder ich, die Verantwortung für die Erde der Menschheit mittrage, ob ich will oder nicht. Das ist neu. Aus dem Himmel hat sich längst herausgehoben, was geistige Wesenheit in ihm war. Da ist denn auch das Firmament in götterlose, unausdenkbare Leere zerfallen. Niemand ist, weder über noch zwischen uns, der uns unsere Verantwortung abnimmt. Befohlen oder nicht, für all mein Denken, Tun, für alle meine Unterlassungen trage ich die Verantwortung. Denn wir sind mündig geworden.

II

Die Mündigkeit hat uns im Schlaf überrascht. Die lange Nacht, die uns in unsere Körper eingepfercht hat, beginnt zu weichen. Das fahle Licht eines unerhörten Morgens macht sichtbar: Wir gehen zwischen Ruinen, im bedrohlichen Geleit einer futuristischen Technologie, die wir uns entgegengeschickt haben. Ordnung, Glauben, Welt- und Wertgefühl, es ist alles dahingestorben, was von alters her in der Überlieferung als Erbe tragend wirkte. Das ist ein Gewinn. Und hindert dies *uns* noch kaum, weiter so zu leben, als gebe es so ein Weiterleben, so taumelt doch jede neue Generation weiter ins Freie, geblendet vom wachsenden Licht.

Als seelisch-geistig schlafende Kinder haben wir der Erde durch eine frühreife, überwache Intelligenz Zukunftskräfte abgelistet. Ohne richtig zu wissen wie, ist uns das Auflösungsgeheimnis der Materie verfrüht in die Hände gefallen, und eh wirs versahen, haben sie daraus einen gewaltigen Golem hervorgehen lassen – einer nur unter vielen. Bildhaft spricht zu uns die Geschichte der Herstellung der ersten Atombombe auf der «Mesa», einem geweihten «Göttertisch» der Indianer, von Los Alamos. Wochen vor dem ersten Test, der – keiner konnte später sagen warum – unter dem Namen «Trinity» («Dreifaltigkeit») vorbereitet wurde, brach eine anhaltende Trockenheit herein. *«Das Gras verbrannte, die Blätter und Piniennadeln der Bäume verdorrten. Ab und zu verdunkelte sich der Himmel, und es blitzte in der Ferne über dem «Sangre de Christo»-(«Blut Christi»-)Gebirge, aber die Wolken öffneten sich nicht. [...] Die Hetze, die Hitze und die Wasserknappheit wirkten zusammen, um jedermann gereizt zu machen.»* In ein harmloses «Guten Morgen» verbeißt sich die Antwort: *«Was ist denn eigentlich gut an diesem Morgen?»*³ Die erste Testbombe wurde am 16. Juli 1945 gezündet,⁴ die Bombe auf Hiroshima fiel am Tag der Verklärung Christi. *«Wir haben die Arbeit des Teufels getan»*, erkennt sehr viel später Robert Oppenheimer, der «Vater der Atombombe».⁵ Bezeichnenderweise sind ihm beim Hereinzucken der ersten Scheinsonne Verse aus dem uralten Epos *Bhagavadgita* eingefallen.

Durch die Verzerrung dieser Gegenbilder hindurch wird unmittelbar anschaulich, wohin der anbrechende Tag uns *eigentlich*

Auf der Tenne

(1982)

Wieder einmal wollen alle Dinge «neu werden» in der Welt. Darum unterliegen alle überkommenen und übernommenen Zustände und Beschaffenheiten, Angelegenheiten und Verhältnisse des «Bürgerlichen Zeitalters» unumgänglich der Prüfung und Probe ihres Bestandes, der Sichtung und Richtung ihrer Geltung, wenn auch manche Zeitgenossen aus Trägheit oder Beharrungssucht, vielleicht auch aus Furcht, noch immer meinen, weiterhin sich ausweglos hin und her oder rundherum bewegen zu können, in jener abwegigen Sackgasse, in welche die ausgefahrenen Geleise der leerläufigen Vorstellungsbahnen sich selbst ad absurdum führen müssen.¹

Die allgemein vorherrschende Ansicht, dass es die Schweiz gebe, soll hier kurz einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Zwar finden sich sogenannte Schweizergeschichten zuhauf; da es sich aber zumeist um Mutmaßungen über archivierte Dokumente handelt, kommt ihnen im besten Falle die Bedeutung von Indizienbeweisen zu. Auch wenn sie gestützt werden durch das gut bezeugte Vorkommen einer Schweizerwährung, -regierung und -armee – überzeugend wirkt das nicht. Die Löcher allein garantieren noch keinen Emmentaler Käse.

Etwas ist ohne Zweifel vorhanden. Aber was? Ein Stückchen bewachte und überwachte Erdoberfläche, verwaltet, besiedelt, neutral, sauber, mit arbeitsamen und ordnungsliebenden Leuten. Das ist zur Genüge bekannt und wird gemeinhin auch für die Schweiz gehalten. Eine kleine Welt für sich, scheinbar, wie das dick obenauf schwimmende Fettague in der Wassersuppe.

Unbestritten ist auch, dass es Schweizerinnen und Schweizer gibt. Das fast unverlierbare Recht, sich so zu nennen, wird einem meist vererbungsmechanisch und bevor man denken kann verliehen – eine Kreditkarte, die kaum jemand missen möchte und die sich selbstverständlich auch mit etwas Glück, Geld und entsprechend dargelegter politischer Gesinnung käuflich erwerben lässt.² Denn wer nicht Schweizer ist, ist Ausländer, und die sind in keinem Land beliebt. Trotzdem sind sie stets in der Überzahl, daher die Überfremdung überall, auch in der Schweiz. Oder in dem, was dafür gehalten wird. Halten *wir* uns ans Vorhandene.

Vorhanden sind rund 6 Millionen als Schweizerinnen und Schweizer deklarierte Individuen in besagtem, 0,028% der gesamten irdischen Landmasse einnehmendem Areal. Ob es sich um ein Volk handelt, ist empirisch schwer feststellbar. Im Alltagsleben lässt sich nationale Verbundenheit oder gar herzliche Begeisterung der Schweizer über ihre Mitschweizer eher selten beobachten. Man lebt, als wäre man für sich, wie im Ausland, nur um eine Spur vertrauter, wie Angestellte also in einem Großkonzern, Fremdarbeiter. Gern werden diese Fremdarbeiterscharen (nicht mit den Gastarbeitern zu verwechseln) nach Bedarf und zur Aufrechterhaltung insbesondere der schweizerischen Volksherrschaft als souveränes Staatsvolk angesprochen. Dieses tritt vor allem bei den Toto-artigen staatlichen Entscheidungsverfahren mehrmals jährlich als zwischen ca. 20 und (wenn's hoch kommt) 50 schwankende Prozentzahl in Erscheinung. Glücklicherweise wird das abnehmende Interesse der als Volk beschworenen Einzelnen am Staat-Sein durch das überdurchschnittliche Pflichtbewusstsein der Schweizerpolitiker ausgeglichen, die sich mit wahrer Zivilcourage auch bei einer Wahlbeteiligung von 3% noch Volksvertreter nennen würden.

Gern wird das Vorhandensein der Schweiz mit einer emotionalen, nach Osten verweisenden Handbewegung unterstrichen. Hinweise solcher Art auf bestimmte Diktaturen können hier jedoch nicht als Argumente für die freiheitlich-demokratisch-rechtlich-neutrale Schweiz anerkannt werden. Schließlich befinden wir uns nicht im Ausland. Und vor diktatorischem Kontrast nimmt mancherlei freiheitliche Züge an.

Phantom Schweiz also: eine Staatshülle, ein Gebiet, ein zur Bevölkerung atrophisiertes Volk, genauer: Menschen, die hier wohnen und arbeiten, oder nur wohnen oder nur arbeiten oder beides nicht dürfen. Darin unterscheidet sich dieses Phantom von den andern so wenig wie ein Schnellimbiss-Lokal vom andern.

Es wird Zeit, auf das unverwechselbare, auf die Schweizer Milizarmee zu sprechen zu kommen. Ihr Generalstabschef verkündet herzlich, «dass die Schweiz keine Armee besitzt, sondern eine Armee *ist*».³ Deshalb ist es doppelt schmerzlich, dass es nicht nur in Friedenszeiten an einem General fehlt, «für die heutige Armeeführung auch kein leicht zu ertragender Zustand»,⁴ sondern an armeeschweizerhaltenden Idealen überhaupt. «Umweltschutz-Denken spielt sich in grenzüberschreitenden Dimensionen ab und ergibt kaum eine Wehrmotivation.»⁵ Dem ist nur beizupflichten. Umso verheerender muss sich die nicht einmal mehr die traditionelle Ost-West-Aufteilung hinnehmende Friedensbewegung auswirken. Ein Nationalstaat ohne Grenzen ist ein Unding wie eine Armee ohne Feinde, genauer: ohne Feind; denn die Militärsprache kennt das Wort nur in der Einzahl und setzt es meist gleichbedeutend mit Ausland.

Nicht denkbar wäre das Phantom Schweiz ohne seine Armee, das stählerne Kalb, das keinen aus der Reihe tanzen lässt. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass das Toterklären Gottes umgangssprachlich und gesellschaftsfähig geworden ist, während es als sträfliche Lästerung gilt, die Abschaffung des Kalbes zu verlangen. Und was wäre damit auch erreicht? Babylonisches, in alle Winde sich zerstreues Geschrei. Hier geht es um anderes. Bleiben wir im Bild. Moses konnte das Kalb seines Volkes nur aus der Kraft von etwas unendlich umfassender Geschautem zertrümmern. Solange das uns fehlt und wir nicht wissen, was wir eigentlich mit der Armee verteidigen würden, griffe uns der Feind an, so lange behält der derzeitige Hohepriester unseres Kalbes recht mit der Behauptung, die Armee sei «nach wie vor in der Lage, ihre Aufgabe als nationales Bindeglied und als Pflanzstätte eigenössischer Wesensart zu erfüllen».⁶

Es ist für den Generalstabschef, der außerdem der Meinung ist,

Im Morgengrauen

(1985)

«Wie könnte man heutzutage ohne den Begriff ›Sperrzone‹ noch irgend etwas verstehen, irgend etwas erklären – sei es ein Ereignis oder überhaupt, das Weltganze, Himmel und Erde! ... ›Sperrzone‹ – das ist unser Kosmos, unser Haus, das Geviert unserer Zivilisation. Wir können nicht hinaus [...] Und wie frei und wie weit uns im jeweiligen Moment unser Lebensraum auch erscheinen mag, wir sind genau genommen dennoch die Kinder des GULag, die Asche von Auschwitz – ob wir es wollen oder nicht. Und wenn wir des Morgens erwachen, ob zwischen holländischen Treibhäusern oder in brasilianischen Prärien (falls es überhaupt noch Prärien gibt), werden wir bei genauerem Hinsehen immer die Kennzeichen unserer Epoche entdecken: Stacheldraht, Wachturm, Baracken, Wachposten – unsere Zivilisation, unsere Polis.»¹

Im Morgengrauen des ersten Tages der neuen Woche kamen die Frauen zum Grab und fanden es leer.

Die Büttel der Macht, vom Schreck gefällt, lagen wie tot am Boden. Das Wort der Engel zu den Frauen – «Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?» – vernahmen sie nicht. Als sei nichts geschehen, erhoben sich die Scheintoten wieder zu ebensolchem Leben, setzten, von ihren Auftraggebern bestochen, die Lüge in Umlauf: Seine Jünger sind des Nachts gekommen und haben ihn gestohlen, während wir schliefen.

Im Morgengrauen fahren sie seither vor, in Santiago de Chile, in Addis Abeba, in Prag, Colombo oder Zürich, überall, dringen in

Häuser und Wohnungen, in den Schlaf der Menschen, reißen sie mit sich fort, treiben sie in den Stadien zusammen, verschleppen sie in ihre Korridore, Verliese, Folterlaboratorien, Isolationszellen und Todeskammern.

Das Konzentrationslager, in welcher Form auch immer, ist offensichtlich die finstere Signatur unseres Jahrhunderts – gewissermaßen das umgekehrte Zeichen des Menschen: das kopfabwärts aufgehängte Pentagramm, der vom Grab hinweggewälzte Stein, der auf uns allen lastet und von dem der Evangelist Markus bezeugt, dass er sehr groß war.

Was aber in Erscheinung tritt, ist offen sichtlich, weil es Schein an sich trägt, weil es Schatten wirft. Das Licht ist unsichtbar. Wir nehmen seine Anwesenheit wahr, wo es einem Körper vorübergehend Schein verleiht; mondhaft tritt das Beschienene so in die Sichtbarkeit. Nur was den Schein des Unsichtbaren trägt, wird sichtbar.

Rechtzeitig im ersten Jahr dieses Jahrhunderts wurde das Konzentrationslager durch die Engländer im Burenkrieg in Gebrauch genommen. Die Internierung der Zivilbevölkerung in elektrisch umzäunten Lagern sollte das Untertauchen der Partisanen im Volk verhindern.

In Jens Børneboes ›Anti-Roman‹ *Stillheten (Die Stille)* sagt ein Afrikaner: *«Ihr redet so viel von eurem eigenen Hitler, aber für uns ist an Adolf Hitler nichts Besonderes. Einzig, dass Hitler versuchte, dasselbe innerhalb Europas zu machen, was die Weißen bis heute außerhalb Europas tun. Ein paar technische Aspekte mögen neu sein – sagen wir die Gaskammern, das Tempo und die Präzision des Völkermordens –, aber diese Varianten sind eigentlich humaner als das, was die Weißen in den farbigen Erdteilen angewendet haben.»*²

Gewalt und Unterdrückung sind bekanntlich so alt wie die aus dem göttlichen Garten gefallene Menschheit, ihre Perfektionie-

rung, ihre konzentrierteste Form und weltweite Verbreitung haben sie jedoch im 20. Jahrhundert gefunden.

Ohne von den individuellen Schicksalen losgelöste Zahlen in grausiger Konkurrenz gegeneinander ausspielen oder ein bestimmtes System zum Sündenbock machen zu wollen: Es mutet doch sonderbar an, dass die Opfer leninistisch-stalinistischer Herrschaft kaum im allgemeinen Gedächtnis leben, obwohl ihre Anzahl diejenige der unter Hitlers Herrschaft Gemordeten nach verschiedenen Schätzungen um rund das Zehnfache übersteigt.

Wo jedoch Empörung über den fortwuchernden Archipel GULag zum Ausdruck gebracht wird, macht sie sich meist durch ein Stillschweigen über die Millionen von Opfern nicht- oder anti-kommunistischer Regimes verdächtig. Die Dienerschaft der Systeme versteht es ausgezeichnet, Mitgefühl in wählerischer Willkür zu erzeugen; jede Menschenrechtsverletzung im andern Lager wird in der eigenen Bilanz als Gewinn verbucht.

«Größer als das Problem des Bösen ist das Problem des Guten»
Jens Bjørneboe³

Seinen Augen nicht zu trauen, unbeteiligt auf das wirre Treiben zu blicken, kostet immer größere Anstrengung. Auch wenn wir uns atemlos mit irgendeinem voneinander abguckten Kunststücken beschäftigt halten, dämmert doch untrüglich ein Ahnen der eigenen Verantwortlichkeit.

Solange wir bloß auf das fesselnde Spiel der Marionetten starren, tut sich die Erkenntnis schwer, dass es – vielleicht auch wir? – Marionetten sind; verstehen wir nicht, was gespielt wird – mit ihnen, mit uns.

Der unfertige Entscheid

Notizen zur EWR-Abstimmung in der Schweiz

(1993)

Das Gespenst, das heute umgeht in Europa (und nicht allein da), heißt Partikularismus: Pseudo-Nationalismus. Wo gäbe es hier denn noch Nationen im Sinn von «ethnisch reinen» Völkern? Der Krieg der Serben ist auch ein Krieg der Mythen gegen die Wirklichkeit. Der Triebgewalt der volkstümelnden Zersplitterer steht straff das Reißbrettgebilde der Europäischen Gemeinschaft (EG) gegenüber: Gemüt und Verstand, Seelenbruchstücke einer ablaufenden Zeit, prallen so, als wären sie nicht Zwillinge, siamesische gar, in scheinbar schroffem Gegensatz aufeinander. Alles, was sich überlebt, verfällt der Dämonisierung. Deutlicher kann es nicht erfahren werden. Zentralisierung und Zersplitterung, Kopf und Zahl – «*Entzwei' und gebiete*»: die alten Scheingefechte von Teufel und Beelzebub.

Die Abstimmung in der Schweiz vom 6. Dezember 1992 über den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR), dem seit dem 1. Januar 1993 die Hälfte der gegenwärtig 38 europäischen Staaten angehört, hat nicht erst durch das halbe Nein (50,3 % der Stimmen), sondern bereits durch die vorhergehende Propagandaschlacht die Spaltung der Schweizer Volksseele in Verstandes- und Gemütsseele offengelegt. Einerseits die fast geschlossene und wie nie zuvor einmütige Phalanx der Politiker und Medien, andererseits die zahllosen Einzelkämpfer, die erstaunliche Mengen an Geld, Zeit und Arbeit in ihren Abwehrkampf steckten. Auf der einen Seite vorwiegend durch kalten Sachzwang begründete

Argumente – auf der anderen Seite meist dumpf wallende Bluthitze. Wer für den Beitritt war, galt als fortschrittlich, wer dagegen war, als reaktionär. Differenzierende Stimmen gingen unter. Ein Glaubenskrieg, umso mehr, als niemand wirklich zu sagen vermochte, worum es eigentlich ging: Der EWR lag erst in Form des unübersichtlichen Maastrichter Vertragswerks vor.

Nach dem Entscheid sprach die französische Presse vom «Hindernis Schweiz» in Europa. Man übersah und übergang fast durchwegs, dass das halbe Nein keine bloß schweizerische Eigenart ist. In den beiden anderen Staaten, in denen das Volk bis dahin überhaupt über die Maastricht-Verträge hatte abstimmen dürfen, waren die Ergebnisse nicht minder unentschieden ausgefallen. Der Durchschnitt der Nein-Stimmen aller drei Länder (Dänemark: 50,7%, Frankreich 49%, Schweiz: 50,3%) ergibt sogar genau 50%. Damit aber auch der Durchschnitt der Ja-Stimmen. (Inzwischen hat das kleine Fürstentum Liechtenstein die schöne Rechnung etwas durcheinandergebracht, ohne grundsätzlich etwas daran zu ändern. Auch das «Ständemehr», die Besonderheit im schweizerischen Abstimmungsverfahren, wonach, zum Schutz der kleinen Kantone, bei wichtigen Entscheiden auch berücksichtigt werden muss, wie die Mehrheit der Kantone beschließt, ist in diesem Zusammenhang nebensächlich.) Würde man in weiteren Staaten die Abstimmung zulassen, gäbe es wohl ähnlich knappe Entscheide. – Eine gespaltene Verstandes- und Gemüts-Volksseele scheint nicht bloß Schweizer Sonderfall zu sein.

Die Unentschiedenheit, die sich in den Prozentzahlen der Abstimmung spiegelt, entspricht in hohem Maße auch der persönlichen: Der Kopf sagt ja, das Herz nein. Eine nicht unbedeutende Zahl der Wähler hätte vermutlich genauso gut anders stimmen können, manche schwankten bis zuletzt. Viele Gegner und Befürworter – und das ist das Entscheidende – trennt in ihrem Entscheid nichts als ein Zufall.

Das Tempo, mit dem dieser grundlegende Entscheid ein Jahr nach der fragwürdigen 700-Jahr-Feier in der Schweiz herbeigezwungen wurde, wirkte nicht gerade vertrauensbildend. Und ganz abgesehen vom troglodytischen Gebrüll auf der einen, der Arro-

ganz der Macht auf der anderen Seite: Die Argumente waren fast durchwegs wirtschaftlich-materieller, das heißt ganz einfach egoistischer Natur: Wir werden mehr/weniger Arbeitslose, höhere/tiefere Löhne haben; es wird uns schlechter/besser gehen. Fast unerträglich die selbstzufriedene Stimme einer Innerschweizer Bäuerin am Radio nach dem Entscheid: «Uns ist es wohl so.» Auch der Katzenjammer nach der Abstimmung ließ tiefer reichende Einsichten vermissen. Wenn die Welschschweizer ihr deutlich entschiedenes Ja auch auf ihre höhere Arbeitslosigkeit zurückführen: Was ist das anderes als der Ausdruck einer ähnlichen Angst, wie sie bei vielen Gegner diagnostiziert wurde? Als ob eine Gesellschaft ein bloßes Wirtschaftsunternehmen wäre. Nichts von einem wahrhaften Europa-Gedanken, nichts von einer lebendigen Idee Schweiz.

Sonderfall ohne Sonderdasein oder «Du sollst dich nicht vorenthalten» (M. Buber)

Sollen Nein und Ja einen Sinn erhalten, dann kann er nicht darin bestehen, «dass es uns besser gehe». Spätestens am 6. Dezember 1992 hat das Sonderdasein der Schweiz aufgehört – genau zweihundert Jahre nachdem Truppen des revolutionären Frankreichs mit der Besetzung des nördlichen Bistums Basel jene Phase einleiteten, die zum Untergang der alten, gänzlich in sich erstarrten Eidgenossenschaft führte. Unter französischem Diktat erstand 1798 die Helvetische Republik, die «den tausendjährigen Feudalstaat» hinwegfegte und erstmals in der Schweiz «den *bürgerlichen Staat* und die *bürgerliche Gesellschaft*» begründete, «welche die aus kastengeleich sich abschließenden Ständen zusammengesetzte Gesellschaft des Ancien régime ablöste». ¹ Es bedurfte allerdings noch weiterer, zum Teil kriegerischer Interventionen und sogar eines kleinen Bürgerkriegs, bevor es der Schweiz 1848 endlich aus eigener Kraft gelang, das zu werden, was sie in ungebrochener

II. Wege und Wirken

«Der Kampf mit dieser Welt ist einmal mein Amt
und mein Beruf»

Versuch über Georg Friedrich Daumer
und seine Begegnung mit Kaspar Hauser

(1983)

«Nürnberg vereinigt alle möglichen Delicatessen unsers wüsten Alterthums; und ich wäre gleich gegangen, wie ich gekommen bin, mit zuge-drückten Augen; aber ich finde in diesen Ruinen einen einsamen Menschen, der mich ungemein interessirt.» So berichtet Arnold Ruge in seinem Erinnerungsbuch *Zwei Jahre in Paris*¹ und präzisiert: *«Es ist der Dr. Pollio. Er ist viel freier, viel politischer, viel praktischer, als seine Bücher und hat noch eine schriftstellerische Zukunft, die man jetzt nicht vermuthet. Wie selten sieht man solche Männer! Ich verschiebe meine Abreise, um ihn weiter zu hören.»*

Dieser <Dr. Pollio> hieß in Wirklichkeit Georg Friedrich Daumer. Stets *«so alt wie das Jahrhundert»*² – er war als drittes von sechs Kindern am 5. März 1800 in Nürnberg zur Welt gekommen –, zählte er zur Zeit von Ruges Besuch 43 Jahre. Und obwohl Schicksal und Umstände seines Daseins von *«eigenthümlich ungünstiger und hemmender Natur»*³ waren und ihn lebenslange Krankheit und die ständige Gefahr zu erblinden nahezu arbeitsunfähig machten, hatte er bis dahin bereits rund zwanzig Bücher veröffentlicht. Entgegen Ruges Voraussage aber war sein gesamtes Lebenswerk, das – die unveröffentlichten Schriften nicht mitgezählt – um die fünfzig Titel umfasst und einen der interessantesten Erkenntniswege des letzten Jahrhunderts widerspiegelt, bereits um 1900 in völlige Vergessenheit geraten. Einzig in zahlreichen Liedern von

Johannes Brahms lebt noch, den meisten unbewusst, Daumer'sche Poesie fort.

Dieses Schicksal erstaunt nicht, wenn man das Werk dieses Menschen etwas näher kennt und seine Zeit mitbedenkt. Es waren die Jahrzehnte, in denen – nun ganz abgesehen von der sozialen Lage – religiöse Dogmatik und Intoleranz vergeblich ein alttestamentarisches Scheinchristentum gegenüber den rasch in alle Lebensgebiete eingreifenden neuen materialistisch-naturwissenschaftlichen Anschauungen zu bewahren suchten, welche sich zu einem euphorischen Höhepunkt aufschwangen.

Daumers Gedichtsammlungen, philosophische und kulturhistorische Untersuchungen, seine biografischen Darstellungen, polemischen und religionswissenschaftlichen Beiträge und nicht zuletzt die Arbeiten über Kaspar Hauser mussten sich ihrer innern Natur gemäß zwischen allen festgesetzten Standpunkten bewegen. In seinem Bemühen, in völlig selbständiger Geistesarbeit allen Widerständen zum Trotz vorzudringen zu dem, was er eine *«neue»*, Denken und Glauben vereinigende *«Religion»* nannte, war er gezwungen, in Begriffen sich auszudrücken, die nur zu leicht missverstanden wurden. Dem *«ganz unbeschränkten Fortgang im Erkennen»*⁴ fehlte zu jener Zeit eine angemessene Sprache, wie sie eigentlich erst im 20. Jahrhundert langsam errungen werden kann, nun, da die materialistische Weltauffassung uns als äußere Wirklichkeit gegenübersteht.

Die Erfahrung, *«dass ich nirgends an meinem Orte sei»*, machte er schon in seinen frühesten Studienjahren. *«Die in meiner Natur liegende unglückselige Mischung von Eigenschaften, Anlagen und Trieben, welche die Welt nur getrennt zu fassen und zu brauchen weiß, brachte nach den verschiedensten Seiten hin bald diese, bald jene Disharmonie und Verstimmung hervor. [...] So war ich immer unbequem, isolirt, bei Seite geschoben.»*⁵ Es will fast unmöglich erscheinen, dass seine Zeitgenossen von ihren Standpunkten aus in dem bis zum Zerreißen widersprüchlichen Werk die lebendige, offene, folgerichtige Einheit überhaupt hätten erkennen können. *«Diese Einheit des Entgegengesetzten ist übrigens ein Grundzug meines Wesens [...] und war die Ursache, [...] dass ich mich der Welt, die nur die Zer-*

reiung kennt und versteht, niemals recht verandlich machen konnte»,⁶ bemerkt denn auch der Achtundsechzigjrige.

Daumers Werk, das sein Suchen und Irren mit ungewöhnlicher Ehrlichkeit dokumentiert, ist zugleich sein Leben, und es ist die eine Aufgabe des vorliegenden Versuchs, diesen unerhört modernen Lebensgang, zumindest ansatzweise, in seiner Methodik denkend nachzuempfinden. Diese Aufgabe ist untrennbar verbunden mit einer zweiten: der Darstellung der für beide überaus entscheidenden Begegnung von Kaspar Hauser und Georg Friedrich Daumer.

Wie sehr sich Daumer mit seinem ehemaligen Schützling noch immer verbunden fühlte, davon zeugt sein letztes und umfangreichstes Buch über Kaspar Hauser.⁷ *«Im Sinne eines letzten Wortes über diese Angelegenheit»*⁸ unternimmt es der Dreiundsiebzigjrige hier noch einmal, den vierzig Jahre zuvor Ermordeten gegen die zunehmend gehässigen und verleumderischen Angriffe zu verteidigen.

Eine Geschichte, die nicht zur Ruhe kommen soll

Die Welt ist kein Ort für Sanftmtige. Aber ohne die Sanftmtigen bestnde sie nicht. Die Geschichte von Kaspar Hauser findet kein Ende, sie hört nicht auf mit seinem Tod, sowenig wie sie mit seinem Auftauchen beginnt. *«Es ist, als ob ihr ein, bei allem Wechsel der Zeiten und Dinge, unvertilgbares Leben eigne, als ob sie wenigstens so lange nicht ruhen könne und solle, bis sie zu ihrem vom Schicksale bestimmten Ziele und Abschluss gekommen.»*⁹ Es ist im Grunde die exemplarische Geschichte von uns allen, in dem Maße als wir Individuen werden.

Die Rtselschrift dieses kurzen, außerordentlichen Lebens verlangt unter den verschiedensten Aspekten immer wieder neu nach einer Deutung. Hier soll im Zusammenhang mit dem Thema dieses Versuchs einer Begegnung gedacht werden, die in besonderer

«... es hat etwas mit Gewissen zu tun»
 Andrej Tarkowskij
 und «die erlösende Bitternis der Nostalgie»
 (1984)

*Leute, es möcht der Holunder
 sterben
 an eurer Vergesslichkeit.¹*

Der Absicht, über das Filmwerk Andrej Tarkowskij zu schreiben, stellt sich als Hindernis zunächst die Frage nach der Eigenart, der technisch-materialen Seite des Kinos in den Weg. Einige Aspekte davon sollen hier in einer Montage zur Sprache kommen.

I

Das Wort Kino, verkürzt aus *cinématographe* («Bewegungsschreiber»), erhält als Bezeichnung die Täuschung aufrecht, auf der die Realität des Films (benannt nach dem dünnen, lichtempfindlichen «Häutchen» aus chemischen Substanzen auf dem durchsichtigen Kunststoff-Streifen) beruht.

Die Frage, ob Film Kunst sei, wird erst sinnvoll, wenn ausgehend von ihr die Frage nach dem Wesen der Kunst neu gestellt wird. In erweitertem Zusammenhang hat darauf bereits Walter Benjamin in seinem Essay *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* hingewiesen.²

In seiner eingehenden Untersuchung *Das Foto*³ lehnt Heinz Budemeier die Bezeichnung Kunst für Fotografie (und damit auch für Film) ab. Zugleich skizziert er eine Kunstauffassung, die sich fast ausschließlich auf den Entstehungsprozess abstützt, auf die Anwesenheit eines gestaltenden Ich.

Während sich der Maler um das Werk bemüht, schießt etwas ein, das er nicht hätte erfinden können, (er kann es, wenn es da ist, nur prüfen) und das man seit je als Inspiration bezeichnet.⁴

Denn was immer auch ein Fotograf unternehmen mag, um ein seinen Absichten entsprechendes Bild hervorzubringen: Wenn er schließlich auf den Auslöser drückt, setzt er einen naturgesetzlich determinierten Prozess in Gang, in dessen Verlauf beleuchtete Gegenstände einen Abdruck auf der lichtempfindlichen Schicht des Films hinterlassen.⁵

Die Photographie fesselt den Blick an die Oberfläche. Damit vernebelt sie gewöhnlich das verborgene Wesen, das nur wie ein Licht- und Schattenhauch durch die Züge der Dinge hindurchschimmert. Dem kann man mit den schärfsten Linsen allein nicht beikommen. Man muss sich da schon mit dem Gefühl vortasten. (Franz Kafka)⁶

Walter Benjamin lässt in der ersten Fassung des erwähnten Essays die Filmaufnahme als solche noch nicht als Kunstwerk gelten. *Das Kunstwerk entsteht hier im besten Fall erst auf Grund der Montage. Es beruht im Film auf einer Montage, von der jedes einzelne Bestandteil die Reproduktion eines Vorgangs ist, der ein Kunstwerk weder an sich ist noch in der Photographie ein solches ergibt. Was sind diese im Film reproduzierten Vorgänge, da sie doch keine Kunstwerke sind?*

Verneint man die Frage, ob Film Kunst sei, bleibt man die Antwort schuldig, was Film denn dann ist. So oder so wird der Kunstbegriff in Frage gestellt.

Die frühen Griechen verehrten neun Musen, Göttinnen der Künste/Wissenschaften, die den Menschen sein irdisches Wesen

im Verbundensein mit dem Kosmos erfahren ließen. Ein Nachklang davon erhielt sich noch in den «sieben freien Künsten» der mittelalterlichen Universitäten: Grammatik, Rhetorik und Dialektik; Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Was wir gemeinhin unter Kunst verstehen – Malerei, Plastik usw. –, hat man erst seit dem späten 17. Jahrhundert begonnen, als «schöne Künste» unter den Begriff Kunst zu fassen. Gleichzeitig spalteten sich die ursprünglichen Künste immer entschiedener als Wissenschaften ab.

Die Entwicklung weist ein zunehmendes Auseinanderfallen der ursprünglich unzertrennlichen Einheit von Religion, Wissenschaft und Kunst in drei völlig verschiedene Wege auf, die Welt zu erfassen. Von dieser offenbar notwendigen Zersplitterung einer ganzheitlichen Welthaltung in ihre Teilstücke rührt wohl auch das Unvollständige, Einseitige, oft Richtungslose dieser drei Suchweisen her.

Es ist geradezu das Charakteristikum der Kunst vom Expressionismus bis zur Gegenwart, dass wir keine geschlossenen Systeme mehr haben, sondern alles ist ins Offene gestellt. Dadurch ist der Betrachter herausgefordert wie noch nie. Er ist es, der das Kunstwerk erst zu einem geschlossenen Werk macht, beziehungsweise es vollendet. Der Betrachter ist unabdingbar notwendig, um die offene Frage, die das Kunstwerk stellt, zu lösen. Daraus ergibt sich, dass es dem nicht aus dem Zeitbewusstsein heraus lebenden Betrachter so unsagbar schwer fällt, dieses offene Kunstwerk zu begreifen, geschweige denn, es zu vollenden. (Diether Rudloff)⁸

In Europa war schon früh das Konzept des Films als Kunst entstanden und hatte sich parallel zum Kino als Geschäft entwickelt. [...] In den USA war der Film jedoch «movies», Kino. Selbst die frühesten Produktionsfirmen – besonders Biograph und Vitagraph – sahen ihre Studios als Fabriken, die eine Ware herstellten und nicht Kunstwerke schufen. [...] Die Filmindustrie wählte [...] Hollywood aus den gleichen Gründen wie die Autoindustrie Detroit: Nähe von Rohmaterial und Arbeitskräften. (James Monaco)⁹

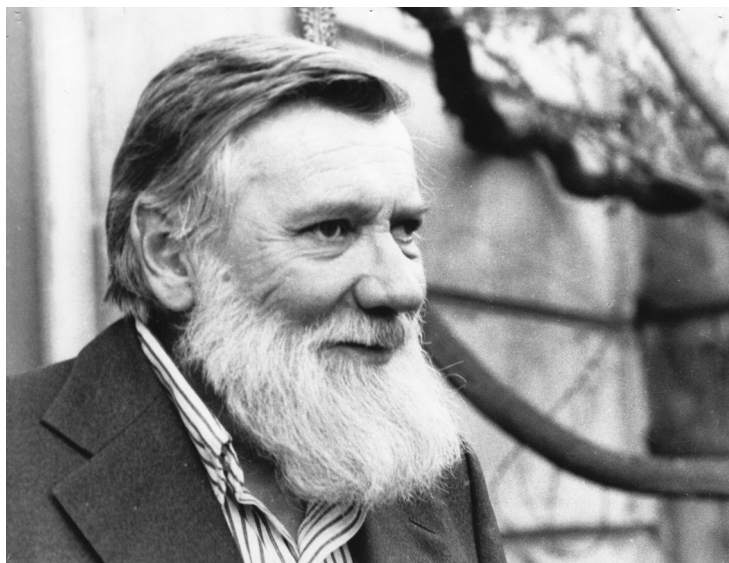
«Schlimmstenfalls, denke ich, siedle ich
in ein Manuskript über»

Andrej Sinjawschij, der stilistische Dissident Abram Terz

(1985)

Wer immer den Satz auch geschrieben haben mag, der, aus seinem Gefüge herausgebrochen, hier als Überschrift dienen muss¹: der gleichnamige Ich-Erzähler der E. T. A. Hoffmann gewidmeten Grotteske *Klein Zores*; Sinjawschij, wie er sich in der Erzählung gelegentlich auch nennt; oder Abram Terz, der als Autor zeichnet (wobei die Verleger es nicht unterlassen können, den lukrativeren, dissident klingenden «richtigen» Namen in Klammern beizufügen) – die ganze Verwirrung, die augenblicklich entsteht und aus der man deutlich ein belustigtes Kichern herauszuhören vermeint, ist so charakteristisch für das Werk von Abram Terz wie der zitierte Satz. In ihm hat der Dichter ein lapidares Selbstporträt entworfen, dessen Wahrheit sich erwiesen und bewährt hat. Denn der schlimmste Fall ist eingetreten.² Am 8. September 1965, genau einen Monat vor seinem vierzigsten Geburtstag, ist der Literaturwissenschaftler Andrej Donatowitsch Sinjawschij in einer Moskauer Straße verhaftet worden, während er auf den Bus wartete. Zusammen mit seinem Freund Julij Daniel wurde er in einem aufsehenerregenden Prozess im Februar 1966 zu sieben (Daniel zu fünf) Jahren verschärfter Lagerhaft und Zwangsarbeit und zu fünf (bzw. drei) Jahren Verbannung verurteilt, dann aber, auf den Tag genau fünf Jahre und neun Monate nach der Verhaftung, plötzlich entlassen.

Der Prozess machte deutlich, dass die kurze sowjetische Tauwetterphase wieder in blankes *Glatteis*³ übergegangen war. Die



Andrej Sinjawschik (Foto: Claire Niggli, 1984)

Anklage, vom harten Urteil bestätigt, lautete auf Unterminierung und Schwächung der Sowjetmacht und auf Verleumdung der staatlichen Ordnung⁴ und gründete sich auf einige der vorwiegend erzählerischen Texte, welche Sinjawschik und Daniel unter den Pseudonymen *Abram Terz* bzw. *Nikolai Arschak* im Westen veröffentlicht hatten.⁵ Das Gericht legte den Autoren das Geschehen, sämtliche Aussagen der Figuren in den fantastischen Erzählungen sowie den Mangel an positiven Helden zur Last – als hätten sie umstürzlerische Pamphlete verfasst. Sinjawschik sah sich deshalb genötigt, in seiner Schlussrede eine kleine Einführung in die elementarsten literarischen Grundbegriffe zu geben: «Das Wort bedeutet nicht eine Handlung, es ist lediglich das Wort. Ein gestaltetes Bild ist nicht real. Der Verfasser ist nicht identisch mit der Romanfigur. [...] Juristen haben mit Termini zu tun, die, je engegrenzter, umso genauer sind. Als Gegensatz dazu ist die Bedeutung eines künstlerischen Bildes umso größer, je weiter das Bild ist.»⁶

Es soll hier nicht um den politischen Aspekt der Sache gehen, dem die meisten dissidierenden sowjetischen Schriftsteller dort (als Menschen) wie hier (als Künstler) zum Opfer fallen. Abram Terz ist kein politischer, sondern, wie Sinjajwskij selber feststellt,⁷ ein stilistischer Dissident, dessen Anliegen die Kunst ist – in Gestalt der Dichtung. Den sowjetischen Richtern und westlichen Medien ist das einerlei, und in den russischen Emigrantenkreisen stößt diese Haltung auch weitgehend auf Unverständnis.⁸

Eine politische Seite des Prozesses ist jedoch hervorzuheben. Sowohl Sinjajwskij als auch Daniel weigerten sich, trotz massivster Druckversuche, das übliche, dem Angeklagten rituell vorgeschriebene Schuld- und Reuebekennntnis abzulegen. Diese beiden «besonders gefährlichen Staatsverbrecher» sind die Ersten, von denen man weiß, die sich nicht schuldig bekannten – eine Tat, die sich nachhaltig und ermutigend auf die wachsende Dissidentenbewegung in der UdSSR auswirkte.⁹

Die Verhaftung, mit der Sinjajwskij rechnete, hat zwangsläufig eine Gliederung in Abram Terz' Werk gebracht. Während Sinjajwskij als eigenständiger Kritiker und Literaturwissenschaftler in Moskau seiner Arbeit nachging (der unter anderem eine, zusammen mit A. N. Menschutin geschriebene, bedeutende Darstellung der Dichtung der ersten Revolutionsjahre und die ausgezeichnete Einführung in die erste umfassendere Ausgabe von Pasternaks Gedichten zu verdanken ist), schickte sein Doppelgänger seit Ende der fünfziger Jahre hin und wieder dichterische Texte ins Ausland. Er war mit dem sowjetischen Literaturbetrieb zu gut vertraut, um eine Veröffentlichung der stilistisch quer zum Diktat des sozialistischen Realismus liegenden Erzählungen in der UdSSR überhaupt auch nur ins Auge zu fassen. Die Veröffentlichung im Westen war zudem eine Möglichkeit, die Texte zu bewahren.

Den Anfang machte der auch nach knapp dreißig Jahren unvermindert aktuelle Essay *Sozialistischer Realismus – was ist das?*¹⁰ Es folgten die längere Erzählung *Das Verfahren läuft*, die später als *Phantastische Erzählungen* gesammelten Kurzgeschichten *Im Zirkus*, *Pchenz*, *Du und ich*, *Der Mieter*, *Die Graphomanen* und *Glatteis*,

Text-Collage zu den Zürcher Jugendunruhen

Die Zürcher Ereignisse dürfen nicht isoliert beurteilt werden. Sie sind eine Folge unzulänglicher Gesellschaftsstrukturen. Sie als Krawalle abzutun und die Beteiligten nur als randalierende Taugenichtse und Gaffer hinzustellen, ist oberflächlich. [...] Eine Ursache der Krise ist die Unbeweglichkeit unserer Institutionen. Diese Unbeweglichkeit wendet sich gegen den Menschen. Sie verhindert die Anpassung an die sich wandelnden Bedürfnisse der Menschen und die Entfaltung schöpferischer Minderheiten. (*Zürcher Manifest*, 1968)

Die Demonstranten zogen von allem Anfang an bewaffnet zum Opernhaus, woher wären sonst die Eier gekommen, die sie warfen?
(*Neue Zürcher Zeitung*, 3.6.1980)

Wie viel Provokation und lautstarker Protest ist heute nötig, um ein Anliegen überhaupt in den Hörbereich der Öffentlichkeit zu bringen?
(*Luzerner Neueste Nachrichten*, 6.6.1980)

FREIHEIT FÜR GRÖNLAND, NIEDER MIT DEM PACEIS!
(Slogan der «Bewegung»)

Sie haben dich
in Beton geboren,
und heute beklagen sie, dass du,
Betonkind,
Stein an den Händen hast.

(Jürgmeier, *Pflasterstein-Ballade*)

Im Gefängniswagen kam ich wieder zu Bewusstsein, allerdings noch etwas getrübt. [...] In der tränengasgesättigten Luft saßen wir ruhig, als die Türe geöffnet wurde, ein neuer Gefangener in den Wagen geladen wurde, und gleichzeitig ein Polizist aus einer Spraydose Tränengas von draußen in unsere fahrende Zelle spritzte. Ca. 1 Stunde befand ich mich im Gefängniswagen. (Zeugenerbericht, *tell extra*)

WIR HABEN GRUND GENUG ZUM WEINEN AUCH OHNE EUER TRÄNENGAS. (Slogan der «Bewegung»)

Wir sahen Dutzende von – zum Teil schweren – Augenverletzungen, verursacht durch das Abfeuern von Tränengas aus unmittelbarer Nähe direkt ins Gesicht der Demonstranten. Auch die in Zürich erstmals eingesetzten 2,6 Zentimeter langen und 2,1 Zentimeter dicken, sechseckigen Hartgummigeschosse sind nicht ungefährlich. Sie verursachen neben schmerzhaften Quetschungen auch Rissquetschwunden und Hautrisse und können, wenn sie ein Auge treffen, zur Erblindung führen.

(Appell von 17 Zürcher Ärzten, Ende Juni 1980)

In Zürich werden gegenwärtig die beiden Augenreizstoffe Chloracetophenon (CN) und Chlorbenzylidenmalondinitril (CS, in der alten Bezeichnung CB) verwendet. [...] Aber ausgerechnet Polizeidirektor Frick glaubt, in einem Interview den «humanen» Charakter des Tränengases betonen zu müssen. Gerade «sein» in Zürich am meisten gebrauchtes CS löste 1966 in Vietnam das CN ab, da es dort die militärischen Ansprüche weitaus besser erfüllte. [...] Nebst dem Tränengas-Wassergemisch aus den Wasserwerfern wurden am 12. Juli an die 50 CS-Geschosse direkt in das Jugendhaus geschossen, zum Teil in kleine Räume hinein. [...] Sehr viele Todesfälle und Vergiftungen auch von Leber, Niere, Nervensystem und Blutkreislauf, sowie schwere Augenschäden, Missgeburten und Krebsfälle werden aus Vietnam geschildert.

[...] Die Weltgesundheitsorganisation findet die Reizkampfstoffe für den Polizeieinsatz ungeeignet und das Risiko zu hoch.

(*Vorwärts*, 24.7.1980)

Taja Gut, geboren 1949 in Zürich, lebt dort seit 1979. Publizist, Herausgeber und Übersetzer, Mitglied bei P. E. N. Norwegen. Begründete 1982 die Zeitschrift *Kaspar Hauser* (ab 1986: *Individualität*), die er bis Ende 1990 redigierte und herausgab (die Nummern 2–20 zusammen mit Jonathan Stauffer). Veröffentlichte u. a. die Monografie Andrej Belyj: *Symbolismus – Anthroposophie. Ein Weg* und den Gesprächsband: *Swetlana Geier: Ein Leben zwischen den Sprachen. Russisch-deutsche Erinnerungsbilder*.

In ähnlicher Aufmachung erhältlich, ebenfalls im Selbstverlag herausgegeben: *Bleibe im Vorübergehen. Reisejournale (1972–1995)*. Zürich 2015, 264 Seiten.

MONO NO AWARE (物の哀れ), die «Ach-heit der Dinge», ist ein Begriff aus der japanischen Ästhetik, der das Mitgefühl mit allen Dingen in ihrer Vergänglichkeit bezeichnet, die wehmutsvolle Empfänglichkeit für die flüchtige Schönheit in der Natur.